

Die äußere Ausstattung der empfehlenswerthen Sammlung ist höchst splendid zu nennen.

Die Jungfrau vom See. Ein Gedicht in sechs Gesängen. Aus dem Englischen des W. Scott. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1842.

Inhalt und Werth von Walter Scott's „Jungfrau vom See“ sind schon allgemein bekannt und anerkannt. Wir besitzen dieselbe schon in mehreren Uebersetzungen. Dennoch ist die gegenwärtige schon um deswillen nicht überflüssig, weil ein so klassisches Gedicht des Auslandes immer von Neuem unter uns verbreitet zu werden verdient. Sieht man ihr auch an, daß sie Uebersetzung ist, so hat ihr ungenannter Urheber doch manche Schwierigkeiten überwunden, an denen frühere Uebersetzer gescheitert sind. Der Sinn des Originals ist nirgends verfehlt, der Farbenschmelz desselben möglichst treu wiedergegeben und die Form desselben in ihren Einzelheiten beibehalten worden. Mehrere Stücke sind wahrhaft gelungen zu nennen. Dieß gilt namentlich von einigen der eingewebten Balladen und Gesänge. Alles dieß müssen wir um so mehr rühmen, je mehr wir mit dem Fürsten Pückler („Briefe eines Verstorbenen“ Band II, Seite 281) erwägen, wie die deutsche Sprache bei allem ihrem Reichthum vorzugsweise etwas Unbehülfliches für Uebersetzungen aus der englischen Sprache hat, der dagegen ihre Zusammensetzung aus so vielen Sprachen eine ganz eigenthümliche Leichtigkeit giebt, fremde Gedanken auszudrücken.

Die äußere Ausstattung ist sehr splendid zu nennen.

Adolf Hube.

König Rubezahl und seine Gnomen. Gedicht in zwanzig Gesängen von Heinrich Schwarzschild. Frankfurt am Main, Verlag von Wilhelm Röchler. 1842.

Ein Seitenstück zu Wieland's „Oberon“ und ein würdiges; in der Form denselben bei weitem übertreffend. Seit Schulze's „Cäcilie“ ist uns der reine Glockenton der Ottavereime nicht so lieblich an's Ohr geklungen. Wenn immer auch einige Härten — und deren nicht wenige — vorkommen mögen — so ist doch bei einem Gedicht von zwanzig Gesängen und den mannigfachen Schwierigkeiten, die unsere Sprache in dieser Beziehung mit sich führt, das Technische in hohem Grade gelungen zu nennen. Die Fabel ist im Ganzen einfach und doch fortwährend spannend und unterhaltend. Manche Episoden und Anspielungen auf moderne Zeit-

und Literaturzustände würden wir nicht ungern vermischen; zum harmonischen Ganzen gehören sie wesentlich nicht.

Eins nur möchten wir tadeln, oder richtiger gesagt, unserer Zeit nicht ganz angemessen erachten: das ist eine bisweilen auffallende gewisse behagliche Breite, eine große Ausführlichkeit in der Exposition, wie sie besonders einer vergangenen Literaturepoche eigen ist. Wieland ist groß in dieser Art der poetischen Breite und — geistreichen Geschwätzigkeit. Unsern Tagen will dieß nicht mehr so recht zusagen; wir haben nicht Zeit genug, so dicke Bände romantischer Erzählungen mit gehöriger Ruhe durchzulesen und in's „alte, romantische Land“ uns so lange zu verstreifen; wir haben mehr zu thun: wir sind jetzt so geschäftig, so regsam, so vielseitig, wir wollen Alles kennen, von Allem kosten, Alles durchjagen. Wir lieben jetzt vorzugsweise das Pikante, eine eigenthümliche Art der Lyrik, mit etwas politischem Beigeschmack.

Dieß mag auch wohl der Grund seyn, weshalb in einer Leipziger „Zeitung“ so hart, und — unserer Ansicht nach — ungerecht über dieses Gedicht geurtheilt ist. — Wie wir hören ist der Verfasser Dr. med. und praktischer Arzt in Frankfurt; die Ausstattung des Buches ist wahrhaft prachtvoll.

Dr. J. Henning.

Apollon's Ankunft in Delphi, von P. W. Forchhammer. Einladungsschrift zu einem am Geburtstage Winkelmann's in der akademischen Aula zu Kiel zu haltenden Vortrag. Kiel, 1840. Schwes.

Wenn ich vor das Forum der geehrten Leser dieser Zeitschrift einen Gegenstand bringe, der nicht zu den gewöhnlichen gehört, so wird mich hoffentlich zweierlei entschuldigen; einmal, daß ich hier in aller Kürze die geehrten Leser auf eine kleinere Schrift eines der geistreichsten Gelehrten der Gegenwart, der auf dem Felde der mythologischen Forschungen so ziemlich eine ganz neue Bahn gebrochen hat, aufmerksam mache, und sie dadurch aufmuntern will, sich der Lektüre der größern Schrift dieses Mannes: „Hellenika,“ im Neuen das Alte, von der leider bisher nur erst der erste Band erschienen ist, zu unterziehen; zweitens, weil in Wahrheit die Tendenz dieser Zeitschrift den zu besprechenden Gegenstand in jeder Hinsicht dennoch nicht von ihrem Bereiche ausschließt. Wenn nun Stuhr sagt: „Wenn in der gegenwärtigen Zeit irgend eine Wissenschaft sich in einem Zustande befindet, welcher dem der leidenden So-